

Schönheitspflege für jedermann

Autor(en): **Frantzen, Joachim**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **20 (1930)**

Heft 13

PDF erstellt am: **23.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-636999>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Auf dem Land draußen herrscht der Cubaner, ein brauner, schwarzhäariger, kleiner Menschenschlag, der von Bildungshunger und Wissenstrieb noch herzlich wenig verspürt. Seine Sitten und Gebräuche sind traditionell und originell. Alles was Anforderungen an Geist und Körperkraft stellt, schiebt er ruhig beiseite. Die Natur spendet ja mehr als er zum Leben braucht. Sein niedriges Haus verfügt meistens nur über einen Raum. Das Dach wird mit dürrn Palmenblättern gedeckt. Noch heute ist er seinem zweirädrigen Fuhrwerk treu geblieben. Ein magerer, geschundener Klepper führt ihn die Erzeugnisse zum nächsten Marktplatz; er hilft ihm auch das Wasser in seine Kulturen verfrachten. Auf dem Kopf wiegt der Landmann seinen mächtigen Strohhut, der ihm herrlichen Schutz gegen die brennende Sonne gibt. Die Reinlichkeit hat es ihm nicht angetan. Seine Kleider sind buntscheckig. Die bizarrsten Flicke prangen neben uralten, gefranzten Löchern. —



Cubanische Landschaft.

Anders sieht es in der Stadt aus. Hauptstadt von Cuba ist Habana, eine Weltstadt mit Wolkenkratzern, Riesenhotels und Fremdenbureaus, wo über 500,000 Einwohner sich zusammenscharen. Das Stadtbild prägt deutlich den Charakter aller südlichen Städte aus. Weite Straßen mit stattlichen Palmenalleen, goldig-gleißende Kuppeln, ein Meer von Kirchtürmen, prunkvolle Anlagen, weiße Marmorbauten mit luftigen Säulengängen stehen im krassen Gegensatz zur Altstadt mit ihren licht- und sonnenlosen gewundenen Gäßchen, wo wir Damen mit Stöckelabsätzen unsere via dolorosa erleben.

Da riecht es nach Weihrauch und Priesterröden, der Altmoderduft steigt aus dem bröckelnden Gemäuer und die Gedanken wandern rückwärts. Völl Sehnsucht stehe ich vor den unzähligen Kleinkrämerladen mit vielem wertlosen Krimskrams, der früher als „Souvenirs“ mit entzückten Besuchern übers Meer gewandert ist. Heute ist man anspruchsvoller geworden. Das Herz krampft sich schmerzhaft zusammen, wenn es sich von den Wunderwerken in Farbe, Größe und Form der spanischen Schals losreißen muß. Königlich mühte ein solcher auch uns stehn. Am lauschigsten muteten mich die zierlichen Loggien und Arkaden an, die vornehmlich alte Häuser schmücken. Ich vergaß alles um mich herum und die Stille der alten, ver schlafenen Stadt wiegte mich ins Traumland hinüber. Der volle Tenor eines feurigen Trovatores jubelt und schluchzt sich in einer leidenschaftlichen Liebesweise aus, damit die stolze, schöne Donna droben auf der Loggia ihn erhöere. Im glatten, blau-schwarzen Haar brennt die Rose und der bunte seidene Schal oder die duftige Mantilla schmiegen sich um ihre runden Schultern. Das ist das alte Habana. Das neue Habana ist der Mittelpunkt des gesellschaftlichen, intellektuellen und politischen Lebens der Insel, und neuestens wächst es sich zu einem vielbesuchten, mondänen Sportplatz aus. Das Winter- und Sommercasino genügen dem verwöhntesten Geschmack und die Nacht-, Golf- und Rennklubs überbieten sich jährlich an luxuriösen Einrichtungen und Anlagen. Habana entwickelte sich in kurzer Zeit zum prachtvollen Winterkurort, einem cubanischen Deauville, wo sich der dollarbeschwerte Yankee alljährlich hinüberrettet. Inmitten exotischer Gärten stehen die seltsamsten Willen solcher Geldmagnaten oder es grüßen aus ihnen die großen Hotels. Der Reichtum, der der Stadt durch den Fremdenverkehr zufließt, spendet die hohen Summen für gediegene Anlagen und Bauten. Besondere Beachtung verdient der gewaltige

Kai, auf dem vier bis fünf schwere Limousinen zwanglos nebeneinander hinrollen können. Als Wellenbrecher dient das alte Fort, das trotzig ins Meer hinausgreift und Nachts irrluchtet der Leuchtturm von ihm herab weit übers Meer hinaus. Seine Größe verdankt Habana auch seiner günstigen Verkehrslage. Es genießt den Ruf eines bedeutenden Handels- und Umschlagsplatzes. Ein Gesicht wendet die Stadt dem Golf und Panamakanal zu, das andere blickt hinüber nach den Staaten. Landschaftlich bilden Florida und Cuba eine Einheit. Die Verkehrsbeziehungen zwischen beiden sind rege. Ein mächtiger Damm führt hinaus zum Meerbad West-Key. Ueber ihn rollen lange Eisenbahnzüge, die von West-Key per Ferry weiter nach Habana befördert werden. Modern und sehr beliebt ist der Flugverkehr zwischen Insel und Halbinsel.

Noch heute nach 27jähriger Selbstständigkeit wirkt spanischer Geist im Lande weiter. Im Cubaner rollt spanisches Blut, das sich sorglos dem Leben hingibt. Auch hier könnten uns Goethes Verse einfallen:

„Hier ist das Wohlbehagen erblich!
Die Wange heitert wie der Mund,
Ein jeder ist an seinem Platz unsterblich,
Sie sind zufrieden und gesund.“ H. J.-R.

Schönheitspflege für jedermann.

Von Joachim Franzen.

Bereits im alten Aegypten hatte man den Wert einer regelmäßigen Körper- und Schönheitspflege erkannt und niemand scheute sich, gewisse Mittel anzuwenden, um vorhandene Schönheit so lange als möglich zu erhalten oder um Schönheitsfehler zu verdecken. Auch in Griechenland und erst recht im alten Rom wußte man die Schönheit zu pflegen und wenn die Gegenwart die Schönheitspflege zum Kult, zum Götzendienst erhebt, so soll man vor diesem Zuviel warnen, ohne aber gleich das Kind dabei mit dem Bade auszuschütten. Jedermann soll sich pflegen, das ist gerade heute, wo es (leider) auf Neußerlichkeiten mehr ankommt als auf das beste Innere, ein überaus wichtiger Grundsatz. Sich dem Gebot der Zeit verschließen wollen heißt: nicht mehr mit der Zeit mitgehen wollen. Und das will, das soll, das darf niemand! Man hat Pflichten gegen sich selbst, gegen seine Nächsten und darum kann

sich niemand die Freiheit nehmen, zu erklären, er sei nicht so eitel, sich zu pflegen und den modernen Schönheitsrummel mache er erst recht nicht mit. Zugegeben, aus einer Notwendigkeit, den Körper frisch zu halten, ist ein böser Geschäftsbetrieb geworden. Es wimmelt von allen möglichen Mixturen und Ingredienzien (wobei wir zugeben, daß es sehr gute und vielbewährte Crèmes und Wasser dabei gibt!), die mitunter sehr teuer und darum für die Allgemeinheit fast unerschwinglich sind. Wir wollen einige kurze Ratschläge geben, wie man sich pflegen kann, ohne tief in den Geldbeutel greifen zu müssen. Da ist zuerst das Wasser. Das gewöhnliche Leitungswasser genügt schon für manche Dinge, ein heißes Bad wirkt oft Wunder, zumal abends vor dem Schlafengehen. Allen, die schwer einschlafen oder überhaupt an Schlaflosigkeit leiden, empfehle ich dieses probate Mittel: vor dem Zubettgehen ein ganz heißes Bad (36 bis 38 Grad), aber nur fünf bis höchstens acht Minuten lang — dann sofort ins Bett. Die Wirkung ist erstaunlich, der Schlaf kommt sehr schnell. Das heiße Bad hat einen zweiten Vorteil: ermunternde Wirkung auf den Blutkreislauf. Von der besonderen und wichtigen Reinigungswirkung auf Poren und Hautgefäße ganz abgesehen. Viel besser als Leitungswasser ist namentlich für die Gesichtspflege Regenwasser, das man auf dem Balkon oder auf dem Fensterbrett in Gefäßen leicht auffangen kann. Man läßt es durch ein dichtes Leinentuch fließen, um vor Gebrauch Schmutz und Unreinlichkeit zu entfernen. Erwärmtes Regenwasser ist eine viel bessere Gesichtspflege als Wasser und Seife in der sonst üblichen Anwendung beim Waschen. Und wenn man wirklich kein Regenwasser zur Verfügung hat, so benutze man zur Hautpflege nur warmes oder heißes Wasser. Kalte Duschen, kalte Abreibungen sind im Sommer wie im Winter von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit. Sie regen das Blut an und erfrischen ungemein.

Zur Haarwäsche nimmt man einen geringen Zusatz zum Wasser, für blondes Haar hat sich römische Kamille als besonders gut bewährt. Man sollte dem Kopf überhaupt mehr Pflege angedeihen lassen; nichts belästigt den Menschen so sehr wie innere und äußere Kopffrankheiten (Schuppen, Flechten, Kratzwunden, staubiger Haarboden, Kopfschmerzen usw.). Wenn man sich immer wieder überlegt, daß der Kopf als Sitz des Gehirns des Menschen empfindsamster Körperteil ist, so muß man sich wundern, wie wenig man sich darum kümmert. Den Händen läßt man z. B. viel mehr Pflege angedeihen als dem Kopf. Mit acht- oder vierzehntägiger Kopfwäsche ist es nicht getan. Leichte Massagen mit leichter Beträufelung alkoholhaltiger Substanzen (Haarwasser, Bayrum usw.) sind nicht nur angenehm, sondern notwendig. Man sollte das Haar und damit also den Kopf jeden Abend ein bis zwei Minuten mit einer harten Bürste (Drahtbürste) nach allen Richtungen massieren, von vorn nach hinten, von hinten nach vorn, rechts bis links und umgekehrt.

Ein billiges und gutes Mittel zur Gesichtspflege ist Mandelklee, die man in warmem Wasser löst und einige Minuten auf die Haut legt. Mitesser, Pidel, unschöne Haut verschwinden sehr schnell. Auch Zitronensaft-Abwaschungen sind zu empfehlen. Für unschöne, rissige, harte Fingernägel sind Bäder in Zitronensaft am Platze.

Zum Waschen verwende man stets saubere Seifenlappen und weiche, oft gereinigte Bürsten; auch Käämme und Haarbürsten reinige man möglichst oft.

Der Zürcher Idyllendichter Salomon Gekner.

Zum 200. Geburtstage, 1. April 1930.

Der Zürcher Salomon Gekner war einst eine europäische Berühmtheit. Nicht nur in der Schweiz und in

Deutschland schätzte man ihn, sondern auch in Frankreich, England und Italien. Unsere Zeit urteilt nüchtern, geht ihr doch das Verständnis für die süßliche Schäferpoesie ab. Vergessen wir aber nicht, daß die Großen der deutschen Dichtung den kleinen Zürcher durchaus gelte ließen. Meister Gottfried Keller, der im „Landvogt von Greifensee“ Gekner ein liebenswürdiges Denkmal setzte, nannte Gekners Idyllen kleine, stilvolle Kunstwerke. Herder rühmte: „Ich preise ihn allen Deutschen an, von ihm Weisheit im Plan, Schönheit in der Auszierung, die leichteste Stärke im Ausdruck und die schöne Nachlässigkeit zu lernen, womit er die Natur malt.“ An anderer Stelle: „Warum ist Gekner von allen Nationen, die ihn kennen lernten, mit Liebe empfangen worden? Er ist bei der feinsten Kunst Einfach, Natur und Wahrheit...“ Lessing rühmte ihn, ebenso Meister Goethe, der feststellte, daß der Zürcher das Naturgefühl wesentlich vertieft habe, mit Haller und Kleist. Friedrich der Große nannte Gekner mit Ehren. Diderot und Rousseau bewunderten ihn. Rousseau ahmte ihn im „Leviten von Ephraim“ nach. Er empfiehlt im vierten Buch des „Emil“ Gekners „Tod Abels“ als ein bezauberndes Buch, als eine unerschöpfliche Nahrung für Kinder. Goethe klagte einmal, daß so viele Nachahmer Gekners Idyllen-Manier profanieren. Schiller ließ Gekner auch gelten, meinte aber, er sei kein Erlöser, weil er uns die Hoffnung auf eine bessere Zukunft dadurch zerstörte, daß er das gute Menschentum an den Anfang der Kultur und nicht als ihr Ziel setzte. Am 1. April 1730 kam Gekner als Sohn des Buchhändlers und Ratsmitgliedes Conrad Gekner in Zürich auf die Welt. In der Schule gehörte er durchaus nicht zu den guten Schülern und wurde daher dem Pfarrer Bögelin in Berg am Irchel zur Erziehung übergeben. Er war ein Jahr lang in Berlin in der Spenerschen Buchhandlung, lief aber aus der Lehre, weil sie ihm zu streng und zu langweilig war, ließ sich von Hofmaler Hempel in der Malkunst unterrichten und vom Dichter Ramler in der Dichtkunst. Heimgekehrt trat er in die väterliche Buchhandlung, schrieb Gedichte, von welchen Bodmer sagte: „Su, ja, sie sind ja artlich, aber — nu, ja — man hat dergleichen Lieder schon zu viele!“ 1753 erschien „Die Nacht“, 1754 „Daphnis“, 1756 kamen die „Idyllen“ heraus, die Gekners Weltruhm begründeten, 1758 der „Tod Abels“, 1762 „Der erste Schiffer“, die feinste und sinnreichste Dichtung Gekners, ferner das Schäferpiel „Eoander und Mimna“ und das rührselige Drama „Erast“. 1772 versiegte der dichterische Strom mit einer Ausgabe von neuen Idyllen. Gekners „Idyllen“ wiesen der deutschen Dichtkunst neue Wege. Gekner fand sein Vorbild in dem griechischen Idyllendichter Theokrit, den er zwar nicht kopierte. Er lernte von ihm den reinen Stil, die ruhige Form. Gekner liebt Waldränder, lauschige Plätzchen an einsamer Quelle, stille Büsche, Wiesen mit Blumen und blauem Himmel, Aehrenfelder. Dem gekräuterten französischen Stil des Rokoko setzte er das Zwanglose, Natürliche, Freie gegenüber. Der Dichter sagte einmal: „Diese Idyllen sind die Früchte einiger meiner vergnügtesten Stunden, denn es ist eine der angenehmsten Verfassungen, in die uns die Einbildungskraft und ein stilles Gemüt setzen können...“ Er schwärmt: „O wie schön bist du, Natur! Selig ist der, dessen Seele, durch keine trüben Gedanken verfinstert, durch keine Vorwürfe verfolgt, jeden Eindruck deiner Schönheiten empfindet. Selig, o selig! Wer aus diesen unerschöpflichen Quellen seine unschuldigen Vergnügen schöpft; heiter ist sein Gemüt wie der schönste Frühlingstag, sanft und rein jede seiner Empfindungen, wie die Zephyre, die mit Blumengerüchen ihn umschweben.“

Gekner starb am 2. März 1788. Er war nicht nur Dichter, sondern auch ein Meister des Stiffs. Die Kupfer zur Illustration seiner Werke stach er selber. F. V.

Wir verweisen noch auf die Gekner-Bilder auf der vierten Seite unserer heutigen Bilderschau; leider sind einige davon irrtümlich verkehrt auf die Druckplatte übertragen worden.